

Michael Wildt

Ethos der Tat

Claus Schenk Graf von Stauffenberg

»Und je klarer das Lebendige vor mir steht · je höher das Menschliche sich offenbart und je eindringlicher die Tatsache zeigt · umso dunkler wird das eigene Blut · umso ferner wird der Klang eigener Worte und umso seltener der Sinn des eigenen Lebens · wol bis eine Stunde in der Härte ihrer schlagendes und in der größe ihrer Erscheinung das Zeichen gebe.«

Claus von Stauffenberg an Stefan George, 1926

Wenn es einen geistigen Urheber des Attentats auf Adolf Hitler am 20. Juli 1944 gegeben hat, dann war es Stefan George. Niemand sonst hat Claus Schenk Graf von Stauffenberg so geprägt, intellektuell geformt wie jener Dichter, der die Tat forderte, um das Neue Reich zu verwirklichen.

Stauffenberg, am 15. November 1907 geboren, wuchs mit seinen beiden, zwei Jahre älteren Brüdern Berthold und Alexander in einem wohlstituierten, aufgeklärten und musischen Elternhaus auf. Der Vater aus altem schwäbischen, katholischen Adelsgeschlecht war Kammerherr, später Oberhofmarschall beim württembergischen König Wilhelm II.; die Mutter, in Wien geboren, stammte aus einer protestantischen Adelsfamilie, deren Vorfahren sich bis ins 13. Jahrhundert zurückverfolgen ließen. Zu ihren Ahnen gehörte auch der preussische Reformgeneral von Gneisenau, auf den sich Claus Stauffenberg später gern berief. Ihre Neigung galt der Literatur und Philosophie, sie las Goethe, Shakespeare und korrespondierte mit Rainer Maria Rilke.¹

Die Dienstwohnung der Familie Stauffenberg befand sich im Alten Schloß in Stuttgart, dessen Räume, Salons und Gärten den Kindern bestens vertraut waren. Die Sommermonate verbrachte die Familie auf Schloß Lautlingen am Südfuß der Schwäbischen Alb. Diese Bindung an das Königshaus war aber wohl mehr für den Vater prägend als für die Söhne. Die Revolution 1919 und die Abdankung des Königs, den selbst die württembergischen Sozialdemokraten verehrten, erschütterten den Vater nachhaltig, so daß er sich in den folgenden Jahren mit der neuen Republik nicht mehr arrangieren konnte. Auf die Söhne hingegen machten die Tage des Umsturzes, außer daß sie abenteuerlich erschienen, offenbar keinen tieferen Eindruck, monar-

chisch waren sie jedenfalls in ihren späteren Lebensjahren nicht gesinnt.

Wie viele Jungen ihres Alters schlossen sich Berthold und Claus als Schüler den Neupfadfindern an?, wanderten durch die Umgebung Stuttgarts, saßen am Lagerfeuer, lasen Gedichte von Hölderlin und Stefan George. Frank Mehnert, mit dem Claus in diesen Jahren eng befreundet war und der später als Bildhauer die bekannte Büste von Stauffenberg schuf, schrieb über die Wirkung der Gedichte Georges auf die Jungen damals: »Man fühlte, hier war eine Dichtung, die man nicht bewunderte oder liebte, wie man auch anderes liebte und bewunderte, nein, sie ergriff einen mit der Gewalt einer Naturkraft.« Georges beherrschender Einfluß trat schon in den Gedichten hervor, die Claus noch als Schüler schrieb:

»Ich wähle gern in alter Helden sagen
Und fühle mich verwandt so hehrem Tun
Und ruhmgekrönten Blute,
Ich könnte nicht die alten Zeiten missen
Wo wäre dann dass ich mein Leben schaute
Wenn nicht in höchster sein? [...]»
Oft ist es mir als müsst ich pläne zeichnen
Von hohen unermesslichen Palästen
Mit roten marmor weissen treppenhäusern
Und märchenlangen lichtbesäten gängen. [...]»
So ist in mir zu herrschen dunkles wissen
Und jugend künftig kraft und größe ahnend.
Unglaublich ist was mich bewegt
Unfasslich ist was mich gezeugt.«³

Baumeister wolle er werden, schrieb er im selben Jahr in einem Schulaufsatz. Und jeder Bau solle ein Tempel werden, der dem deutschen Volk geweiht sei. »Des Vaterlandes und des Kampfes fürs Vaterland würdig zu werden und dann sich dem erhabenen Kampf für das Volk zu opfern; ein Wirklichkeits- und Kampfbewußtes Leben führen.« Selbst, wenn man die zeitgenössische Rhetorik in Rechnung stellt, ist die besondere Betonung des Kampfes, die Idealisierung des hehren Tuns, des Ruhms, des Erhabenen, Großen, die Hingabe wie die Opfertüchtigkeit in diesen Texten unverkennbar.

Im Sommer 1923 hatten Berthold und Alexander Stauffenberg Stefan George kennengelernt, der sie in seinen Kreis aufnahm. Der jüngere Claus begegnete George zum ersten Mal im Herbst 1924. Anders als im George-Kreis üblich erhielt er keinen besonderen Namen, sondern blieb »Claus«, als bedurfte seine bereits in jungen Jahren erkennbare Geschlossenheit keiner symbolischen Bezeichnung mehr. An ihm hatte George, so der Bildhauer und Freund Georges, Ludwig Thormaehlen, nie etwas aussetzen gehabt, kaum eine Belehrung sei erfolgt: »In jenem Winter 1924–25 war Claus von Stauffenberg der Jüngste in der damaligen Umgebung Stefan Georges. Auch die Älteren anerkannten und liebten den jugendlichen damals schon wegen seiner heiteren Rügen, seines drängenden Voran und seines entschlossenen Auftretens. Was sein Bruder Alexander nicht besaß: Schnelligkeit, Augenblicklichkeit des Handelns, ganz und sogleich zu tun, was sein Herz, die Einsicht und die Umstände forderten – das besaß Claus in vollem, in vollendetem Maße. Eine Trennung, einen Abstand zwischen Denken und Tun, Empfinden und Handeln gab es bei Claus nicht. Vielleicht besaß er nicht die Weite des Hintergründigen des Berthold, die Vielfalt und Fülle des Alexander, aber er war dafür aus einem Guß, ohne Gehemtheit, dazu tief, lauter und kräftig.«⁴

Stefan George war zu diesem Zeitpunkt 55 Jahre alt und galt als einer der bedeutendsten zeitgenössischen Dichter, ebenso heftig diskutiert wie verehrt. Seine Anhänger, darunter die Stauffenberg-Brüder, nannten ihn »Meister«, hingen in schwärmerischer Hingabe an ihm. Die Sorge, daß die so innigen Beziehungen ihrer Söhne zu George auch homoerotische Züge besitzen könnten, trieb die Gräfin Stauffenberg noch im Sommer 1923 zu einem Gespräch mit George, der sie aber anscheinend beruhigen konnte. Die Bindung der Brüder war – gleich, ob nur mit beschworenem oder auch gelebtem Eros – tief und bedingungslos. George war für sie Herrscher, König, Erlöser, Heiland, Schöpfer. Noch 1959 bekannte Alexander, der als einziger der drei Brüder die Verfolgung nach dem gescheiterten Attentat 1944 überlebt hatte, in einem Vortrag seine »vorbehaltlose Verehrung und Bewunderung« Georges und pries dessen »Menschenbildnerum«. Claus Graf Stauffenberg selbst äußerte, er habe »den größten Dichter seiner Zeit zum Lehrmeister« gehabt. Er besuchte George immer wieder, auch nach seinem Eintritt in die Reichswehr. Mit Sicherheit nahm er an der großen Lesung im November 1928 teil, auf der George seinen

letzten Gedichtband »Das Neue Reich« vorstelle und selbst die Hymne »Geheimes Deutschland« las:

»Wer denn · wer von euch Brüdern
Zweifelt · schiebt nicht beim mahnwort
Dass was meist ihr emporhebt
Dass was meist heut euch wert dünkt
Fauls laub ist im herbstwind
Endes- und todesbereich:
Nur was im schützenden schlaf
Wo noch kein taster es spürt
Lang in tieferstem schacht
Weilicher erde noch ruht –
Wunder undeutbar für heut
Geschick wird des kommenen tages.«⁵

Als die Stauffenberg-Brüder von George für würdig befunden wurden, in seinen Kreis zu treten, war er kein ewig junger Gott mehr; er hatte Aufbrüche, Kämpfe, Trennungen hinter sich. Mit dem »Siebten Ring«, der 1907 in Stauffenbergs Geburtsjahr erschien, präsentierte sich George als scharfer Kritiker der Gegenwart und Kündler der Zukunft. 1914 folgte »Der Stern des Bundes«, in dem er mit großer Gebärde die moderne Zivilisation, vor allem in Gestalt der flachen wilhelminischen Gesellschaft, verwarf. Die Betonung der »Deutscheit« hatte wenig gemein mit dem alten Nationalismus, der mit dem Krieg nach der Weltmacht greifen wollte, sondern zielte auf ein künftiges Reich, dessen Führer eine geistige Elite sein sollten, voller Kühnheit, Wagemut, Pflichtbewußtsein und ästhetischer Strenge. Kein herkömmlicher Obrigkeitsstaat, sondern die »natürliche« Herrschaft der Besten und Edelsten. Entsprechend verachteten George und sein Kreis die moderne Massengesellschaft und die Demokratie als Versuch, die Minderen zu Herrschern zu erheben. Technik, Verkehr, Massenwohlfahrt waren ihm ebenso verhaßte Synonyme für hohle Nützlichkeitsethik wie allgemeine Bildung, ewiger Friede oder die Emanzipation der Frau. Frauenverachtung, Männlichkeitskult und die Vergötterung des Leibes bestimmten die Atmosphäre im George-Kreis.⁶ Als Claus Graf Stauffenberg später einmal von seiner Verlobten Nina von Lerchenfeld gefragt wurde, warum er sie heiraten wolle, antwortete er,

daß sie die richtige Mutter für seine Kinder sei. Und seiner künftigen Schwiegermutter gegenüber äußerte er naïf, daß die Frau für einen Offizier ein notwendiges Übel sei.

Der neue Adel war ein männlicher, auch ein »rassischer« Adel, obgleich in den Worten Georges »eine neue, gute Rasse nur der Geistschafft, nicht eine Zuchtanstalt«. Wohl fanden sich in der Umgebung Georges auch jüdische Freunde wie Friedrich Gundolf, aber Georges Verhältnis gegenüber Juden war, wenn gleich nicht in der radikal antisemitischen Weise seiner Schüler Klages und Schuler, so doch deutlich von Distanz und Ressentiments geprägt.

Das Osteuropäisch-Slawische, das Mongolische wies er ab, konnte sich jedoch für das Nordische als Heilsbringer ebensowenig begeistern. »Das Gekrisch nach dem Übermenschen fördert nur die Herkunft des Unternehmens. Ist es nicht besser, ganz bescheiden dafür zu sorgen, daß einmal der Mensch wieder dem höchsten Anspruch genügt?«⁷ Bereitschaft zum Dienst und zur Verantwortung, Fähigkeit zur Hingabe und zum Opfer, das waren die Eigenschaften, die George von dem neuen Adel verlangte, gleich aus welcher Schicht des Volkes er stamme. Als geistige Bewegung sollte diese Elite die Erneuerung Deutschlands herbeiführen.

Bei George erfuhren die Brüder Stauffenberg den Glauben an die Macht der Elite, die Verachtung der Massen, die Bedeutung des einzelnen, des Opfers und der Tat. Die aufkommende nationalsozialistische Bewegung wurde im George-Kreis aufmerksam beobachtet und diskutiert. George hielt sich mit öffentlichen Äußerungen zurück, war erkennbar kein Parteigänger der Nazis, aber lobte den »Mut jenes Mannes, der da in Süddeutschland der vertrockneten bürgerlichen Gesellschaft, den Anhängern der Tagesblätter und den wohlgenährten Volksvertretern die Wahrheit sagte«.⁸ Die Vorstellung von Hitler als antibürgerlichem Revolutionär, der die Massen bändigte und die alten, überkommenen Strukturen zerschlug, fand im George-Kreis ihren Widerhall. In den Jahren 1931 und 1932 waren einige der jungen Freunde Georges völkisch gesinnt, mehrere gingen nach der »Machtergreifung« zu den Nationalsozialisten über. Er selbst hielt seine Schüler vor der Machtergreifung dazu an, das Positive im Nationalsozialismus nicht zu übersehen.

Das NS-Regime seinerseits bemühte sich, George an sich zu binden, und bot ihm im Frühjahr 1933 die Präsidentschaft der Sektion für

Dichtkunst in der Preussischen Akademie der Künste an. George lehnte zwar ab, fügte seiner Antwort jedoch hinzu: »die ahnherrnschaft der neuen nationalen bewegung leugne ich durchaus nicht ab und schiebe auch meine geistige mitwirkung nicht beiseite. Was ich dafür tun konnte habe ich getan · die jugend die sich heut um mich schart ist mit mir gleicher meinung.«⁹ Den von offizieller Seite vorberreiterten Ehrungen zu seinem 65. Geburtstag im Juni 1933 entzog er sich und schwieg.¹⁰ Es war dieses Schweigen Georges, das den Emigranten Klaus Mann bewegte, ihm die Treue zu halten, obwohl Mann wußte, daß Georges Gedichte etliche beeinflußt hatten, die nun das Dritte Reich zu errichten begannen: »Das Heldentum, das er wollte, war nicht barbarisch. [...] Hitler – und Stetan George: das sind zwei Welten, die niemals zueinander finden können. Das sind zwei Arten Deutschland.«¹¹

George kam dem völkischen Ideal der Nationalsozialisten zumindest sehr nahe, wenn er in einem Gedicht, das dem früh verstorbenen Dichter Graf Bernhard Ükull-Gyllenband, einem Verwandten der Mutter Stauffenbergs, gewidmet war, schrieb:

»Und wenn im schlimmsten jammer letzte hoffnung
Zu löschen droht: so sichert schon ein aug
Die lichtere zukunft. Ihm wuchs schon heran
Unangetastet von dem gelten markt
Von dünnem hingeweb und giftigem flitter
Gestählt im banne der verruchten jahre
ein jung geschlecht das wieder mensch und ding
mit echten massen misst · das schön und ernst
froh seiner einzigkeit · vor Fremden stolz ·
Sich gleich entfernt von klippen dreisten dünkels
Wie seichthem sumpf erlogner brüderei
Das von sich spie was mürb und feig und lau
Das aus geweihtem träumen tun und dulden
Den einzigen der hilft den Mann gebiert.
Der sprengt die ketten fegt auf trümmerstätten
Die ordnung · geisselt die verlaufen heim
Ins ewige recht wo grosses wiederum gross ist
Herr wiederum herr · zucht wiederum zucht · er heftet
Das wahre sinnbild auf das völkische banner

Er führt durch sturm und grausige signale
Des frührots seiner treuen schar zum werk
Des wachen tags und pflanzt das Neue Reich.«¹²

Das Gedicht erhält allerdings eine andere, neue Bedeutung, wenn man es in den späteren Kontext stellt, die Enttäuschung bedenkt, die Hitler und die »nationale Erhebung« bei den Stauffenberg-Brüdern hinterließ, als sich der neue »Führer« eben nicht als derjenige erwies, der »von sich spie was mürb und feig und lau«, nicht einem »jung geslecht das wieder mensch und ding mit echten massen misst« die Macht verlieh. Dann stand der Auftrag Georges noch aus, das »Neue Reich« zu pflanzen; dann mußten der falsche Führer gestürzt, die Kerzen gesprengt und von den Trimmerstätten die alte Ordnung weggeführt werden. Am 4. Dezember 1933 starb Stefan George in Locarno. Unter den zwölf Wachen an seinem Torenbert waren auch die drei Brüder Stauffenberg.

Ohne Zweifel hat Claus Stauffenberg das neue Regime begrüßt. Ob er tatsächlich an der Spitze einer Eskadron die Hakenkreuzflagge am Bamberger Rathaus militärisch grüßen ließ, ist nach den jüngsten Forschungen eher unwahrscheinlich. Aber den Machantritt der Nationalsozialisten begriff er als echte Volkserhebung. Am 21. Juni 1933 schrieb er an George: »Im übrigen hat die letzte – wie jede revolution – gelegenheit zu recht interessanten beobachtungen menschlicher werthe gegeben. Bei aller verstellungskunst – bei revolutionen kann der bürger sich nicht mehr verstellen. Im übrigen: bei aller gleichschaltung und dem gesetz der totalität: für uns ist das alles nicht neu – und schon jetzt ist zu sehen: Keine partei sondern Herren machen umwälzungen – und jeder der für seine Herrschaft einen sicheren sockel sich baut ist ob seiner klugheit zu loben.«¹³ Die Moraktion gegen die SA-Führung am 30. Juni 1934, der gleichfalls rechtskonservative Gegner Hitlers wie Offiziere zum Opfer fielen, kommentierte Stauffenberg mit der Bemerkung, daß diese Vorgänge mit dem Plätzen einer Eiterbeule zu vergleichen und damit endlich klare Verhältnisse geschaffen worden seien.

Mehr als alles andere mußte Claus Stauffenberg Hitler selbst im Blick gehabt haben. War er der Führer des »Geheimen Deutschlands«? Würde er die geistige Erneuerung herbeiführen, der eigentlichen Elite den ihr zustehenden Platz zuweisen? Bei der Reichspräsi-

dentenwahl im April 1932 stimmte Stauffenberg für Hitler, weil Hindenburg zu alt sei und den bürgerlichen Parteien klargemacht werden müsse, daß ihre Herrschaft nicht von Dauer sei. In den Aufzeichnungen Rudolf Fahnners, eines engen Freundes Stauffenbergs, heißt es über diese Zeit: »Stauffenberg beobachtete und beurteilte als ein selbst zum Handeln Begabter und Getriebener Hitlers Emporkommen und Wirkung mit großem, sachlichen Interesse. Er sah in ihm den Typus eines modernen Massenbewegers mit einer erstaunlichen Potenz seines ›Trommels‹, der zwar vielfach nur Gedanken, die ihm die Zeit bot, nach seinen Bedürfnissen übernahm, der aber fähig war, sie zu vereinfachen und politisch wirkungsfähig zu machen und damit eine große Gefolgschaft auch gegen ihren eigenen Vorteil für Hingabe und Opfer zu begeistern.«¹⁴

Claus Stauffenberg diente dem neuen Deutschland als Offizier. 1926 hatte er seine militärische Laufbahn beim 17. Reiter-Regiment in Bamberg begonnen. Nach Lehrgängen in Dresden und Hannover war er im August 1929 nach Bamberg zurückgekehrt und hatte dort als Leutnant eine Eskadron seines Regiments übernommen. Im Zuge der Modernisierung der Reichswehr wurde das Bamberger Reiterregiment 1934 aufgelöst, und Stauffenberg kam wieder zur Kavallerieschule in Hannover, wo er sich seinen Ruf als exzellenter Reiter erwarb. Zugleich besuchte er an der Technischen Hochschule Vorlesungen, beschäftigte sich mit Geopolitik. Er lernte Englisch, absolvierte eine Dolmetscherprüfung und reiste 1936 zweimal nach England. Er hob sich während dieser Zeit von seinen Kameraden ab und fiel seinen Vorgesetzten durch geistige Überlegenheit, Ehrgeiz und starkes Selbstbewußtsein auf. Sein Eskadronchef beschleunigte ihm 1933 unabhängiges Urteilsvermögen, ausgezeichnere geistige Anlagen, überdurchschnittliches taktisches und technisches Können, Energie und zähen Willen: »Berechtigt bei fortschreitender Entwicklung zu den besten Hoffnungen.«

Nach zehn Jahren Dienst trat er im Oktober 1936 zur zweijährigen Generalstrabsausbildung in die Kriegsakademie Berlin-Moabit ein. Die forcierte Wiederaufrüstung, die Stauffenberg als Berufsoffizier selbstverständlich unterstützte, bedeutete beste Karrierechancen für junge Offiziere. 30 bis 40 Prozent der rund hundert Lehrgangsteilnehmer durften mit dem Aufstieg in den Generalstab rechnen. Stauffenberg zog mit seiner Frau und seinen 1934 und 1936 geborenen Söhnen Bert-

hold und Heimeran¹⁵ nach Berlin-Wannsee, nicht weit von der Wohnung seines Bruders Berthold. In den folgenden Jahren kamen die Stauffenberg-Brüder in Berlin über verwandtschaftliche Beziehungen in Kontakt zu Fritz-Dietlof Graf Schulenburg, Ulrich Graf Schwerin und Peter Graf York von Wartenburg, die später ebenso wie die Brüder Stauffenberg zur Opposition gegen Hitler zählen sollten.

Zwei Jahre dauerte die Ausbildung in der Kriegsakademie, und Stauffenberg erwarb sich dort viel Ansehen. Eberhard Finkh, der zu Stauffenbergs Lehrgang gehörte, schilderte diesen später im Gestapo-Verhör: »Er überragte mit seinen geistigen Fähigkeiten sämtliche Teilnehmer und riß dadurch sowie durch sein Temperament und seine Redegewandtheit den gesamten Kurs fort.« In der Beurteilung des Heerespersonalamtes hieß es abschließend: »Gute takt. Veranlagung, unermüdetlich fleißig, großes Organisations Talent. Über Durchschnitt.«

Seine erste – unwissenschaftliche – Berührung mit dem militärischen Widerstand erfuhr Stauffenberg, als er 1938 als Generalstabsoffizier zur 1. Leichten Division unter Generalleutnant Erich Hoepner in Wuppertal abkommandiert wurde. Angesichts Hitlers Entschlossenheit zum europäischen Krieg planten Offiziere um den Generalstabschef Beck den Staatsstreich, da sie Deutschland gegen England und Frankreich als hoffnungslos unterlegen einschätzten. Hoepners Division hatte für diesen Fall die Aufgabe, etwaigen SS-Einheiten den Weg nach Berlin zu versperren. Durch das Münchner Abkommen vom September 1938 verpußte das Vorhaben, Stauffenberg hatte von der Verschwörung nichts erfahren. Für ihn wie so viele andere stand Hitler erneut als erfolgreicher Außenpolitiker da, der zwar mit hohem Einsatz, aber enormem Gewinn spielte. Wie die handstreichartige militärische Besetzung des Rheinlandes 1936 und der »Anschluß« Österreichs im März 1938 fand auch die Annexion der sudetendeutschen Landesteile der Tschechoslowakei im Herbst 1938 die Zustimmung Claus Stauffenbergs. Aber, so bemerkte er seiner Frau gegenüber mißbilligend, es sei ein merkwürdiges Gefühl, ein gezogenes Schwert wieder in die Scheide zu stecken. Es scheint, als habe die Zögerlichkeit der alten Generallität durchaus im Kontrast zur Kriegsbereitschaft der jungen Generalstabsoffiziere gestanden, die im Krieg ihr Können erproben und Ruhm erwerben wollten. Kurz vor dem Überfall auf Polen äußerte Stauffenberg, daß trotz der Furchtbarkeit eines Krieges das Ausrücken

»doch auch eine Erlösung sei, der Krieg sei ja schließlich sein Handwerk von Jahrhundertern her«.

Stauffenbergs Division überschritt am 2. September 1939 die polnische Grenze und nahm an den Kämpfen im Süden Polens teil. Doch war der Krieg gegen Polen nicht allein ein militärischer Feldzug, Hitler hatte von Beginn an klargestellt, daß es sich um einen rassistischen Krieg handle, dessen Ziel in einer »völkischen Flurbereinigung« liege. Geringerschätzung der Polen und Judenfeindlichkeit finden sich auch in den Briefen Stauffenbergs an seine Frau: »Die Bevölkerung ist ein ungläublicher Pöbel, sehr viele Juden und sehr viel Mischvolk. Ein Volk, welches sich nur unter der Knute wohlfühlt. Die Tausenden von Gefangenen werden unserer Landwirtschaft recht gut tun. In Deutschland sind sie sicher gut zu brauchen, arbeitsam, willig und genügend.«¹⁶

Von dem raschen Sieg und dem Gefühl deutscher Überlegenheit war Stauffenberg ebenso mitgerissen wie andere junge Offiziere. Der Krieg gegen Frankreich im Mai 1940 wurde ihm zum Erlebnis immerwährenden Vorwärtsstürmens: »Nach dem Durchbruch durch die Maas-Stellung eine unaufhaltsame Verfolgung bis dicht ans Meer«, schrieb er seiner Frau. »Persönlich geht es uns auszeichnet; die Vorräte des Landes genießen wir in vollen Zügen und gleichen so etwas den mangelnden Schlaf aus. Eier zum Frühstück, herrliche Bordeaux, Burgunder und Heidsieck, so daß sich das Sprichwort ›Leben wie der Herrgott in Frankreich‹ durchaus bewahrheitet. Vor drei Tagen trank ich mit Ribbentrop Kaffee, der uns besuchte und einen ganz passablen Eindruck machte. Großer Löwe ist er allerdings nicht.«¹⁷ Hier spricht jemand, der sich der deutschen Unüberwindlichkeit gewiß ist, der mit den Mächtigen des Regimes redet und sie lässig beurteilt, der sich nicht scheut, den Sieg auf Kosten der Besiegten zu feiern. In einem aus diesen Monaten erhaltenen Notizbuch voll mit militärischen Kürzeln findet sich inmitten der Zeichen das Wort »Gneisenau«. Und auf derselben Seite schrieb Stauffenberg von dem »Augenblick, in dem unser Land sich zu neuer Reichsgründung anschickt«. Das »Neue Reich« schien anzubrechen.

Mitten aus dem Vormarsch seiner Division wurde Stauffenberg in den Generalstab des Heeres kommandiert, eine »traurige Nachricht«, wie er anfangs seiner Frau schrieb, aber die entscheidende Sprosse seiner weiteren Karriere. Denn in der Organisationsabteilung des Gene-

ralstrabs fiel der junge Hauptmann durch sein Talent und seinen Elan sogleich auf. Ende Juli 1940 eröffnete Hitler den Oberbefehlshabern des Heeres und dem Generalstrabschef seine Absicht, start England erst Rußland anzugreifen. Mitte Dezember erließ er die Weisung »Barbarossa«. Stauffenberg war mit ganzer Kraft bei seiner Aufgabe, die Reserven für das Heer zu mobilisieren. Von seiner konzentrierten, enorm angespannten Art des Arbeitens gab ein ehemaliger Regimentskamerad aus Bamberger Tagen, der in das Hauptquartier versetzt worden war, eine eindrucksvolle Schilderung: »Bei meinen Besuchen hatte er meistens einen zwölf-, auch vierzehn- bis achtzehnstündigen Arbeitstag mit Telefon, Vortrag, Diktat, Aktenstudium, Vortragseisen, in diesen Nachtstunden so frisch wie am Morgen. Seine Nerven und seine Gesundheit, die er gewiss nicht schonte (er rauchte, was es gab, trank, soweit er Zeit hatte, er ritt beinahe jeden Morgen vor dem Dienst, er schlief wenig) waren beneidenswert.«¹⁸

Es gab auch Kritiker dieses jungen, brillanten Generalstrabsoffiziers. Seine Gewohnheit, abends Gedichte von George zu rezitieren, trug ihm nicht nur den Ruf eines außerordentlichen und geistigen Menschen ein, sondern auch den Vorwurf der Undurchsichtigkeit. Vielleicht ließ Stauffenberg seine Umgebung spüren, daß er mehr als nur ein talentierter Offizier zu sein, sondern das »Geheime Deutschland« zu repräsentieren glaube. Gegenüber einem Bekannten äußerte er, die anderen verstünden im Grunde gar nicht, um was es gehe. Hefig kritisierte Stauffenberg die ausweichende Berufung auf die Gehorsamspflicht. Ganz anderes sei nötig: Wer in einen führenden Rang rücke, habe für den Sinn des Ganzen zu stehen.

Aber noch trennte Stauffenberg zwischen dem immer offener zutage tretenden barbarischen Charakter des Regimes und der Person Hitlers. Im Herbst/Winter 1941/42 versuchte Helmuth James Graf von Moltke, Organisator des oppositionellen »Kreisauer Kreises«, an Stauffenberg heranzutreten und ihn für den Widerstand zu gewinnen. Über den Bruder Berthold richtete Moltke an Claus Stauffenberg seine Anfrage – und erhielt eine Absage. Stauffenberg ließ ausrichten, daß erst der Krieg gewonnen werden müsse. »Während des Krieges darf man so was nicht machen, vor allem nicht während eines Krieges gegen die Bolschewisten. Aber dann, wenn wir nach Hause kommen, werden wir mit der braunen Pest aufräumen.« In der schweren Nie-

derlage des deutschen Heeres vor Moskau im Dezember 1941, in der Hitler selbst den Oberbefehl übernahm, unterstützte Stauffenberg Hitlers Kurs. Es habe vorher zuviel Reibungen gegeben, und die Entscheidungen über die Kriegführung habe sowieso bei Hitler gelegen, das liege »in der Natur einer derartig überragenden und willensstarken Persönlichkeit«.¹⁹ Gegenüber einem Verraten behauptete er sogar, die Übernahme des Oberbefehls durch Hitler sei ein Geschenk an das Heer. Der Krieg sei noch nicht verloren, wenn auch vielleicht nicht mehr zu gewinnen.

Womöglich liegt in diesem Satz die Abkehr vom Regime und auch von Hitler begründet. Denn ein wahrer Führer, der Verantwortung für sein Volk trägt, lernt aus Rückschlägen, versucht nicht das Maßlose, sondern bemüht sich, unnötige Opfer zu vermeiden. Diese Erwartung an einen Führer des »Neuen Reiches« hatte Hitler bitter enttäuscht. Dessen Fehlentscheidung 1942, sowohl zur Wolga als auch zum Kaukasus vorzustoßen, die rassistische Weigerung der NS-Spitze, nationalistisch-antikommunistische Freiwillige aus den besetzten Ostgebieten als gleichberechtigte Einheiten gegen die sowjetische Armee aufzustellen, und nicht zuletzt die Entlassung Halders, den Stauffenberg sehr verehrte, als Generalstrabschef Ende September 1942, wendeten die Kritik in Auflehnung. Es komme nicht mehr darauf an, Hitler die Wahrheit zu sagen, vertraute kurze Zeit darauf Stauffenberg einem befreundeten Offizier an, sondern ihn unzubringen, und er sei dazu bereit. Nicht so sehr das Entsetzen über die Greuelaten der Deutschen in den besetzten Gebieten führten Stauffenberg in den aktiven Widerstand als vielmehr die Einsicht in die Aussichtslosigkeit des Krieges und das Unvermögen Hitlers, die Konsequenzen aus den Tatsachen zu ziehen.

Stauffenberg bemühte sich im Winter 1942/43 um Gespräche zu führenden Generalen wie den verabschiedeten Generalstrabschef Halder, den er im Dezember in Berlin besuchte, und den Befehlshaber der Heeresgruppe Don, Feldmarschall v. Manstein, den Stauffenberg im Januar 1943 um eine Unterredung bat, die offenbar Henning v. Tresckow, 1. Generalstrabsoffizier der Heeresgruppe Mitte, der mit anderen Offizieren auf den Sturz Hitlers hinarbeitete, vorbereitet hatte. Stauffenberg beschwor Manstein, aus der Katastrophe von Stalingrad die Lehren zu ziehen, aber Manstein versagte sich Stauffenberg ebenso wie er es Wochen zuvor Henning v. Tresckow und dem 1938 aus dem

Amtd gedrängten Generalstabschef v. Beck gegenüber getan hatte. Die Kerle haben ja die Hosen voll oder Stroh im Kopf, sie wollen nicht kommentierte Stauffenberg die Unterredung mit dem Generalfeldmarschall zornig. Es wurde klar, daß ein Sturz Hitlers sich nicht auf die Oberbefehlshaber stützen konnte, sondern von der Initiative und Tatkraft einer kleinen, zu allem entschlossenen Gruppe abhängen würde.

Am 31. Januar 1943 ergab sich die 6. Armee in Stalingrad, eine Woche zuvor hatten Roosevelt und Churchill in Casablanca die bedingungslose Kapitulation Deutschlands als Ziel des Krieges proklamiert. Am 30. Januar 1943 traf der Befehl ein, daß Stauffenberg, seit Jahresbeginn Oberstleutnant, die Stelle des 1. Generalstabsoffiziers bei der 10. Panzerdivision in Tunis, Nordafrika, anzutreten habe. Sein Aufenthalt dort blieb jedoch nur von kurzer Dauer. Am 7. April geriet Stauffenbergs Wagen in einen Tieffliegerangriff, und er selbst wurde schwer verwundet. Das linke Auge war zerschossen, die rechte Hand verloren, und von der linken blieben nur Daumen, Zeige- und Mittelfinger erhalten. Stauffenberg war erst Ende April so weit transportfähig, daß er nach München ins Lazarett geflogen werden konnte.

So unmittelbar hatte er den Tod, das jederzeit mögliche jähe Ende erlebt, daß sein Entschluß zur Tat nun drängender, bestimmter wurde als zuvor. Seine Freunde, die ihn in München besuchten, nahmen die Veränderung bei Stauffenberg wahr, der nicht von den Schmerzen niedergedrückt als vielmehr von dem Gefühl beherrscht war, aus der Bahn geworfen worden zu sein, bevor er das von ihm Erwartete erfüllen konnte. Er bewarb sich bei General Olbricht, dem Chef des Allgemeinen Heeresamtes beim Befehlshaber des Ersatzheeres in Berlin, daß Olbricht ihm als Regimegegner bekannt war und, wie er Rudolf Fahren anvertraute, dieser Posten Möglichkeiten zum entschlossenen Eingreifen biete. Mit äußerster Konzentration und Willenskraft trieb Stauffenberg seine Genesung voran, übte das Schreiben mit nur drei Fingern der linken Hand und wurde Mitte Juli 1943 aus dem Lazarett nach Hause entlassen.

Am 10. August war er schon wieder in Berlin, um seine neue Stelle zu besichtigen. Olbricht brachte Stauffenberg mit Tresckow zusammen, der ihn sicherlich über die bislang fehlgeschlagenen Attentate auf Hitler informierte. Zwar waren sich Stauffenberg und Tresckow bereits im Sommer 1941 bei der Heeresgruppe Mitte begegnet und

haben sich wohl auch als Kritiker des NS-Regimes erkannt, aber erst zwei Jahre später, trafen sie als Verschwörer aufeinander, als zur Tat Entschlossene, beide als Verehrer von Georges Gédichten.²⁰ Auch schien nach den vergeblichen Versuchen, Hitler zu töten, und den endlosen Debatten um die Ordnung der politischen Zukunft der Verschwörerkreis um Tresckow, Olbricht, Beck und Goerdeler auf den Eimen zu warten, der den Willen zur Tat und die Fortune des Erfolgs besaß. Stauffenberg wurde in den kommenden Monaten zur zentralen Figur und zum Hoffnungsträger des militärischen Widerstands.

Die Zeit drängte. Mitte Mai 1943 hatten die deutschen Truppen in Nordafrika kapituliert, Anfang Juli waren die Alliierten auf Sizilien gelandet, Mitte des Monats scheiterte die letzte große Offensive der Wehrmacht an der Ostfront, Ende des Monats wurde Mussolini gestürzt, im September folgte die Kapitulation Italiens. Und im Innern Deutschlands gelang es der Gestapo, mehrere Widerstandskreise aufzudecken: Im August 1942 war die »Rote Kapelle« enttarnt worden, im Februar 1943 wurden die Mitglieder der Widerstandsgruppe »Weiße Rose« in München verhaftet und hingerichtet, im selben Monat wurden Hans von Dohnanyi und Dietrich Bonhoeffer verhaftet; eine der Schlüsselfiguren des Widerstands, Oberst Hans Oster im Amt Ausland/Abwehr des OKW unter Admiral Canaris, mußte gehen, sollte nicht das ganze Amt als Widerstandszelle gefährdet werden.

Claus Stauffenberg hatte seine Familie in Bamberg zurückgelassen und wohnte bei seinem Bruder Berthold in der Tristranstraße in Berlin-Nikolassee. Neben der zeit- und kräftezehrenden täglichen Arbeit, Reservisten für das deutsche Heer zu mobilisieren, ging es darum, Gleichgesinnte zu werben, die militärische Organisation des Umsturzes vorzubereiten, also entsprechende Befehle, Anweisungen, Dislozierungen für den Augenblick nach dem geglückten Attentat zu entwerfen, und die Hauptbeteiligten auf eine einheitliche politische Linie zu verpflichten. Gewissermaßen als Erkennungszeichen zitierte Stauffenberg bei einem Gespräch 1944 Georges Gédicht vom »Widerchrist« und überließ es dessen Wirkung, den Gesprächspartner für den Widerstand zu gewinnen.

Über Tresckow, der sich im September 1943 noch für einige Wochen in Berlin befand, bevor er wieder an die Ostfront versetzt wurde, lernte Stauffenberg den ehemaligen Leipziger Oberbürgermeister Carl Goerdeler, den zivilen Kopf des Widerstands, kennen; im Hause sei-

nes Verters Graf York von Wartenberg traf er auf die übrigen Mitglieder des »Kreisauer Kreises«; andere Verbindungen öffnete Fritz-Dietlof Graf von der Schulenburg. Mit Julius Leber, einst sozialdemokratischer Reichstagsabgeordneter und jahrelang im Konzentrationslager inhaftiert, entwickelte sich bald ein intensiver Gedankenaustausch. In Leber fand Stauffenberg einen Gleichgesinnten, der nicht wie die konservativen Mitglieder des Widerstands um Goerdeler eine ständisch hierarchische Gesellschaft errichten, sondern den sozialen Volksstaat unter Führung einer geistig-politischen Elite aufbauen wollte.

Mitte Mai 1944 wurde Stauffenberg von Olbrichts Allgemeinern Heeresamt direkt zum Befehlshaber des Ersatzheeres versetzt und mit der Aufgabe des Stabschefs, also de facto des zweiten Manns nach General Fromm, betraut. In dieser Funktion besaß er nun unmittelbaren Zugang zu Hitlers Hauptquartier; Stauffenberg entschloß sich, selbst die Rolle des Attentäters zu übernehmen. Doch schon wenige Tage später machte die alliierte Landung in der Normandie am 6. Juni alle Hoffnungen der Widerständler, mit dem Tod Hitlers könne der Krieg noch ehrenvoll beendet werden, zunichte. Am 22. Juni 1944 brach die sowjetische Großoffensive gegen die Heeresgruppe Mitte los, die den Zusammenbruch der Ostfront zur Folge hatte. Es war jetzt nur noch eine Frage der Zeit, bis die deutschen Armeen gegen die Übermacht im Zweifrontenkrieg unterliegen würden. Stauffenberg ließ Tresckow fragen, ob die Pläne überhaupt noch einen Sinn besäßen, und erhielt eine Antwort, die zu den denkwürdigen Zeugnissen des »geheimen Deutschlands« gehört: »Das Attentat muß erfolgen, *contre que contre*. Sollte es nicht gelingen, so muß trotzdem in Berlin gehandelt werden. Denn es kommt nicht mehr auf den praktischen Zweck an, sondern darauf, daß die deutsche Widerstandsbewegung vor der Welt und vor der Geschichte den entscheidenden Wurf gewagt hat. Alles andere ist daneben gleichgültig.« Die Tat um ihrer selbst willen, nicht mehr als Mittel zum Zweck, sondern durch sich selbst die Erfüllung, die Verwirklichung des geistigen Deutschlands – Stefan George hätte das Attentat nicht besser begründen können.

Am 7. Juni nahm Stauffenberg zum ersten Mal an einer »Führerbesprechung« auf dem Obersalzberg teil, erneut einen Monat später, am 6. Juli. Dieses Mal hielt Stauffenberg Vortrag über die »Walküre«-Maßnahmen, eben jene Pläne, die die Verschwörer als Deckmantel für den Staatsstreich benutzen wollten. Hitler stimmte zu. Stauffenberg

hatte bereits an diesem Tag den Sprengstoff in seiner Aktentasche, aber zündete ihn nicht. Die Gründe, ob das Attentat an diesem Tag ernstlich erwogen worden war und warum es dennoch unterblieb, liegen im dunkeln. Fünf Tage später ergab sich eine neue Gelegenheit. Wieder nahm Stauffenberg die Bomben mit in das Hauptquartier, zögerte erneut, weil Himmler und Göring an der Lagebesprechung nicht teilnahmen, die zusammen mit Hitler dem Anschlag zum Opfer fallen sollten. »Herrgott, soll man nicht doch handeln?« Diese verzweifelte Frage richtete Stauffenberg an einen Mitverschworenen. Sie zeigt die kaum zu erragende Anspannung, immer wieder mit den Bomben ins Hauptquartier zu fahren, stets in der Gefahr, entdeckt zu werden, das eigene Leben aufs Spiel zu setzen, ohne das Attentat ausführen zu können – Stauffenberg allein trug die Last der Tat.

Vier Tage später, am 15. Juli, wurde Stauffenberg erneut zur Lagebesprechung, diesmal ins ostpreussische Hauptquartier »Wolfschanze«, gerufen. Von diesem Tag ist das einzige Foto überliefert, das Stauffenberg und Hitler gemeinsam zeigt: Hitler, der General Bodenschatz die Hand gibt, daneben Stauffenberg in gestraffter Haltung, den Blick auf Hitler gerichtet. In Berlin laufen bereits die »Walküre«-Maßnahmen an, wieder zögert Stauffenberg, löst den Zünder nicht aus, verläßt mit den Bomben das Hauptquartier. Was hinderte Stauffenberg? Sicher nicht mangelnder Mut, denn jeder neue Versuch, mit den Bomben im Gepäck die mehrfachen Sicherheitskontrollen zu durchqueren, erforderte enorme Kaltblütigkeit und eiserne Nerven. Seinem Bruder Berthold sagte er, daß er unerwartet habe Vortrag halten müssen und damit keine Gelegenheit gehabt habe, das Attentat zu verüben. Warum aber ließ er drei Gelegenheiten, am 6., 11. und 15. Juli, verstreichen, ohne die Tat zu vollbringen, das historische Scheitern stets vor Augen? Ungab Hitler noch immer die Aura, die Unantastbarkeit des Führers? Scheute Stauffenberg vor dem Sakrileg zurück, weil er allein nur noch Hitler gegenüberstand und seine Tat dieselbe geschichtliche Dimension zu besitzen schien wie dessen Untaten?

Am 18. Juli wurde Stauffenberg erneut für den 20. Juli in die »Wolfschanze« befohlen. Wenige Tage zuvor hatten die drei Stauffenberg-Brüder in der Wohnung Bertholds einen gemeinsamen Schwur verfaßt, gewissermaßen das Bekenntnis ihrer Weltanschauung, der noch einmal alles zusammenfaßte, was ihnen wichtig, wertvoll und erstre-

benswert galt. In diesem Sinn stellt der Schwur das Vernächtnis ihres Lebens dar: »Wir wollen eine neue Ordnung, die alle Deutsche zu Trägern des Staates macht und ihnen Recht und Gerechtigkeit verbürgt, verachten aber die Gleichheitsüge und beugen uns vor den naturgegebenen Rängen. Wir wollen ein Volk, das in der Erde der Heimat verwurzelt, den natürlichen Mächten nahe bleibt, das im Wirken in den gegebenen Lebenskreisen sein Glück und Genüge findet und in freiem Stolz die niederen Triebe des Neides und der Mißgunst überwindet. Wir wollen Führende, die, aus allen Schichten des Volkes wachsend, verbunden den göttlichen Mächten, durch großen Sinn, Zucht und Opfer den anderen vorangehen.«²¹

Am Abend des 20. Juli wurde Claus Schenk Graf von Stauffenberg zusammen mit Olbricht, Mertz von Quirnheim und Werner von Hafften von einem Exekutionskommando im Hof des Bendler-Blocks erschossen. Sein Bruder Berthold wurde am 10. August 1944 vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilt und am selben Tag hingerichtet.

Mit den Brüdern Stauffenberg starb auch das »Geheime Deutschland«. Der heroische Versuch, die poetische Vision Wirklichkeit werden zu lassen, dem »Neuen Reich« wenn schon nicht mehr zum Durchbruch zu verhelfen, so doch der Welt zu zeigen, daß es nicht zerstört werden könne und kraftvoll genug sei, die entscheidende Tat zu wagen, war am Abend des 20. Juli gelungen und zugleich gescheitert. Vielleicht nicht zuletzt deshalb, weil das »Neue Reich« das alte war, die Zukunftsräume Stefan Georges und der Brüder Stauffenberg mehr an das versunkene Heilige Römische Reich Deutscher Nation erinnerten als an das Deutschland des 20. Jahrhunderts. Die Alternative zum Dritten war nicht ein Neues Reich, sondern die Republik.

Stauffenberg stieß spät zum Widerstand, vor allem aus Enttäuschung, daß Hitler Deutschland nicht zu neuer Größe, sondern geradezu in das Verderben führte. Desto entschlossener zog er die Konsequenz. Der Mut und die Unbedingtheit, mit der Stauffenberg den Tod Hitlers und den Sturz des verbrecherischen Regimes vorbereitete und dafür sein eigenes Leben einsetzte, fand sich nur bei wenigen. Politisch hat uns Claus Schenk Graf von Stauffenberg heute nichts mehr zu sagen, an seiner Entschiedenheit werden wir auch weiterhin gemessen.

Anmerkungen

- 1 Dieses Porträt von Claus Graf von Stauffenberg verdankt viel den Studien von Eberhard Zeller, Oberst Claus Graf Stauffenberg. Ein Lebensbild, Paderborn 1994; Peter Hoffmann, Claus Schenk Graf von Stauffenberg und seine Brüder, Stuttgart 1992; Christian Müller, Oberst i. G. Stauffenberg. Eine Biographie, Düsseldorf 1971; Joachim Kramarz, Claus Graf Stauffenberg. 15. November 1907–20. Juli 1944. Das Leben eines Offiziers, Frankfurt/Main 1965. Daher wurde auf Einzelnachweise aus diesen Büchern verzichtet.
- 2 In deren Programm hieß es: »Wir Neupfadfinder sterben nach Erneuerung unseres inneren und äußeren Lebens im Glauben an eine kommende deutsche Kultur. Sie bedarf eines neuen Menschen, und sie führt in ein neues Reich.«, zit. n. Wolfgang Venohr, Stauffenberg. Symbol der deutschen Einheit. Eine politische Biographie, Berlin 1986, S. 36. Zur Resonanz von George bei den Neupfadfindern und deren Zeitschrift »Der weiße Ritter« vgl. Rainer Kolk, Literarische Gruppenbildung. Am Beispiel des George-Kreises 1890–1945, Tübingen 1998, S. 442–449.
- 3 Claus Stauffenberg, Abendland II. An seinen Bruder Berthold, November 1923, George-Nachlaß, zit. n.: Peter Hoffmann, Claus Graf Stauffenberg und Stefan George: Der Weg zur Tat, in: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft, 12. Jg., 1968, S. 520–542, S. 522f.
- 4 Ludwig Thormaehlen, Die Grafen Stauffenberg, in: Festgabe für Robert Boehring, Tübingen 1957, zit. n. Stefan George 1868–1968. Der Dichter und sein Kreis. Eine Ausstellung des Deutschen Literaturarchivs im Schiller-Nationalmuseum Marbach am Neckar, 1968, S. 323f.
- 5 Stefan George, Geheimes Deutschland, in: Gesamt-Ausgabe der Werke, Band 9: Das Neue Reich, Berlin 1928, S. 59–65.
- 6 Vgl. dazu Stefan Breuer, Ästhetischer Fundamentalismus. Stefan George und der deutsche Antimodernismus, Darmstadt 1995.
- 7 Edgar Sahlín, Um Stefan George, Düsseldorf 1954, S. 271.
- 8 Zeugnis Ludwig Thormaehlen, zit. n. Müller, Oberst i. G. Stauffenberg, S. 60.
- 9 Stefan George an Ernst Morwitz, 10. 5. 1933, Stefan George Archiv, Stuttgart, zit. n.: Hoffmann, Claus Schenk Graf von Stauffenberg und seine Brüder, S. 117.
- 10 Zu den zahlreichen Versuchen in den ersten Jahren des NS-Regimes, George als Wegbereiter des Nationalsozialismus zu reklamieren, vgl. Claude David, Stefan George. Sein dichterisches Werk, München 1967, S. 383–389.
- 11 Klaus Mann, Das Schweigen Stefan Georges, in: Zahnärzte und Künstler. Aufsätze, Reden, Kritiken 1933–1936, Reinbek 1993, S. 54–59, zuerst erschienen in: Die Sammlung, Amsterdam, 1. Jg., Heft 2, Oktober 1933.
- 12 Stefan George, Dem Dichter in Zeiten der Wirren, in: Das Neue Reich, S. 35–39.
- 13 George-Nachlaß, zit. n. Hoffmann, Claus Graf Stauffenberg und Stefan George, S. 535.

- 14 Bericht Rudolf Fahrners, zit. n. Zeller, Oberst Claus Graf Stauffenberg, S. 36.
- 15 Aus der Ehe gingen fünf Kinder hervor: 1934 Berthold, 1936 Heimeran, 1938 Franz Ludwig, 1940 Valerie und im Januar 1945, ein halbes Jahr nach dem Tod des Vaters, Konstanze.
- 16 Zit. n. Hoffmann, Claus Schenk Graf von Stauffenberg und seine Brüder, S. 189.
- 17 Zit. n. Zeller, Oberst Claus Graf Stauffenberg, S. 80.
- 18 Bericht Dietz von Thüngen, zit. n. ebda., S. 93–94.
- 19 Stauffenberg an Anna von Lerchenfeld, die Mutter seiner Frau, 11. 1. 1942, gedruckt in: Hoffmann, Claus Schenk Graf von Stauffenberg und seine Brüder, S. 460–462.
- 20 Vgl. Fabian v. Schlabendorff, Offiziere gegen Hitler, Zürich 1946, S. 86f.
- 21 Faksimile des maschinenschriftlichen »Schwurs« mit handschriftlichen Korrekturen von Claus Stauffenberg in: Hoffmann, Claus Schenk Graf von Stauffenberg und seine Brüder, S. 396f., zur Interpretation: S. 463–472.

IV.

Kulissen – Friktionen der Kunst

Willensmenschen Über deutsche Offiziere

Mit Beiträgen von Werner T. Angress,
Ursula Brey Mayer, Hans Richard Brittnacher,
Werner Bühner, Detlef Bald,
Walter Erhart, Thomas Flemming,
Marcus Funck, Stig Förster,
Thomas Medicus, Gudrun Schwarz,
Angelika Tramitz, Bernd Ulrich,
Karin Wieland und Michael Wildt

Herausgegeben von Ursula Brey Mayer,
Bernd Ulrich, Karin Wieland

Als Typus steht der Offizier für eine besondere Facette deutscher Kulturgeschichte: In der Tradition tief verankert, durch die Geschichte abgeschliffen, zum Übermenschlichen befördert, vom Verbrechen befreit, zur Karikatur degradiert – wie immer die militärischen Tugenden gerühmt oder attackiert wurden, der Offizier blieb ein exemplarisches Objekt bürgerlicher Wünsche, Ängste und Phantasievorstellungen. Weil dies so ist, darf eine analytische Annäherung an die Figur des Offiziers nicht den Militärgeschichtlern überlassen bleiben.

In dem vorliegenden Band wird von 15 Historikern, Kulturwissenschaftlern, Soziologen, Militärexperten und Politikwissenschaftlern interdisziplinär untersucht, was den Offizier ausmacht und weswegen er für die deutsche Geschichte so wichtig war. Von vielen Seiten beleuchtet, wird detailliert sein Werte- und Tugendkanon aufgeblättert und dieser anschließend mit dem »Rest« der Gesellschaft verglichen. Dabei erweist sich immer wieder aufs neue: Es ist der Wille zum Kampf, zum Töten, zum gesellschaftlichen Aufstieg, zum Sterben, der diesen Kanon entscheidend konturiert – bis in die Gegenwart hinein, in der uns der Krieg und damit auch der Willensmensch Offizier wieder nähergerückt sind.

Wie diesem Buch wird Neuland betreten: Noch nie sind das Phänomene »deutscher Offizier« und das, was ihn ausmacht, auf derart umfassende und originelle Weise untersucht worden.

Die Viren der Herausgeberinnen und des Herausgebers befinden sich am Ende des Bandes.

- 79 Ursula Brey Mayer
»Mein Kampf«: *Das Phantom des Offiziers*
Zur Autobiographie eines jüdischen Wehrhelminers
- 94 Thomas Medicus
Jugend in Uniform
Walter Flex und die deutsche Generation von 1914
- III. Identitäten – Tugenden und Verbrechen**
- 111 Thomas Flemming
»Willenspotentiale«
Offizierstugenden als Gegenstand der Wehrmachtpsychologie
- 123 Gudrun Schwarz
»Herrinnen der Zukunft«
SS-Offiziere und ihre Frauen
- 134 Michael Wildt
Ethos der Tat
Claus Schenk Graf von Stauffenberg
- IV. Kullissen – Friktionen der Kunst**
- 155 Walter Erhart
Laufbahnen
Die Fiktionen des Offiziers
- 173 Karin Wieland
Die Offizierstochter
Marlene Dietrich aus Berlin
- 189 Hans Richard Brittmacher
Priester und Paria
Der Offizier in der Literatur des Fin de siècle
- V. Blößen – Körper und Tod**
- 211 Angelika Tramitz
Nach dem Zapfenstreich
Anmerkungen zur Sexualität des Offiziers
- 227 Marcus Funck
In den Tod gehen
Bilder des Sterbens im 19. und 20. Jahrhundert
- 237 Abbildungsnachweise
- 238 Die Autorinnen und Autoren

Lektorat: Walter H. Pehle

Inhalt

- 9 Vorwort
- 11 Bernd Ulrich
Der deutsche Offizier stirbt ...
- 23 Stig Förster
Der Krieg der Willensmenschen
Die deutsche Offizierselite auf dem Weg
in den Weltkrieg, 1871 – 1914
- 37 Werner Bühner
Offiziere im »Wirtschaftswunderland«
- 50 Detlef Bald
Alte Kameraden
Offizierskader der Bundeswehr
- 67 Werner T. Angress
*Der jüdische Offizier in der neueren
deutschen Geschichte, 1813 – 1918*
- II. Lebensläufe – Biographische Schatterungen
und Schatten

Veröffentlicht im Fischer Taschenbuch Verlag GmbH,
Frankfurt am Main, November 1999

Originalausgabe

© 1999 by Fischer Taschenbuch Verlag GmbH, Frankfurt am Main
Alle Rechte vorbehalten

Umschlagabbildung: 1. Badisches Leib Grenadier Regiment Nr. 109:

Gruppenbild Offiziere vor dem Kasino Karlsruhe, ca. 1910–1914

(mit freundlicher Genehmigung des Wehrgeschichtlichen Museums Rastatt).
Gesamtherstellung: Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 3-596-14438-8